

Festrede anlässlich der Verleihung des Karl-Werner-Kieffer-Preises 2011

Von Felix Prinz zu Löwenstein

Vor zwei Jahren hatten wir unsere BÖLW Herbsttagung in Berlin und ich habe im Foyer unseres Veranstaltungsortes noch einmal schnell meinen Computer aufgeklappt, um meine Bahnverbindung nachzusehen. Da trat von hinten Herr Schweisfurth an mich heran, der mein Desktopbild gesehen hatte. Es zeigte – und zeigt immer noch, in häufig upgedateten Varianten Emelie. Emelie ist unser Enkelkind, sie wird in zwei Wochen zwei Jahre alt und sie ist nach allen objektiven Kriterien das hinreißendste Kind der Welt. Herr Schweisfurth sagte: „jetzt weiß ich, wem ihr Engagement gilt!“ und mir standen, weil ich ein rührseliger Mensch bin, sofort die Tränen in den Augen. Mir war das nicht klar gewesen – aber er hatte recht.

Wir kämpfen mit unseren Problemen oft an der Front des unmittelbar Wichtigen. Die Rüben müssen noch einmal gesät werden, weil ein fieser Käfer sie abgefressen hat. Und es gilt das Bundesprogramm zu retten, weil Abgeordnete ihr Klientel bedienen müssen. Der Agrarförderantrag ist auszufüllen und die Stellungnahme zur Auslaufgestaltung bei Junggeflügel zu kommentieren. Ich liege mit der Vermutung sicher nicht arg daneben, dass solche Dinge uns alle vor sich hertreiben. Doch wirklich treibt uns etwas anderes. Wenn uns etwas in unserem Engagement hält und daran hindert, den ökonomischen Erfolg unserer Geschäfte zum alles bestimmenden Lebensinhalt zu machen, ist das Verantwortung. Verantwortung für Emelie und die die nach ihr kommen.

Mir ist in einem Vortrag anlässlich einer Veranstaltung der Bundestags-Grünen zur Bioethik Hans Jonas begegnet. Nicht persönlich, weil er schon tot ist. Aber mit seinen Gedanken zur Verantwortung des modernen Menschen angesichts seiner Möglichkeiten. Ich habe diese Gedanken in meinem Buch aufgegriffen und weil mir unwohl dabei war, ihn zitiert aber nicht gelesen zu haben, habe ich mir sein Werk „Das Prinzip Verantwortung“ gekauft. Dass eine gute, wenn auch sehr gescheite Freundin mir versichert hat, es sei zwar Philosophie, aber ganz leicht verständlich hat mich dazu ermutigt. War aber falsch. Ich habe seitenlang darin gelesen und noch nicht einmal begriffen von was er redet – geschweige denn, was es bedeuten soll. Aber ungefähr die Hälfte habe ich verstanden und das war es wert. Was Hans Jonas sagt klingt auf mein Biobauerndeutsch gebracht ungefähr so: Seit der Mensch sich solche Fragen stellt, hat sich Ethik damit beschäftigt, was sich Menschen gegenseitig schulden. Also damit, welche Auswirkung ihr Handeln auf die Existenz ihrer Mitmenschen hat, der Menschen die gleichzeitig und wohl auch gleichräumig mit ihnen lebten. Denn über sie ging die Wirkung ihres Handelns nicht hinaus – oder wenigstens war ihnen eine solche Wirkung nicht bewusst.

Mit dem Beginn der Industrialisierung, sagt Jonas, haben sich diese Verhältnisse geändert – und zwar in rasant zunehmendem Tempo. Immer mehr Wirkungen betreffen Zeiträume und geographische Räume mit den darin lebenden Menschen, die weit von den unseren entfernt sind. Damit hat sich auch der Bereich unserer Verantwortung verschoben. Er beschränkt sich weder auf unsere Zeitgenossen, noch auf unsere Nachbarschaft oder unser Gemeinwesen. Hans Jonas hat diese Gedanken in den 70er Jahren formuliert und hat darauf hingewiesen, dass wir als Menschheit längst die Fähigkeit erworben hätten, durch unser Tun unsere Existenz als Spezies auf dieser Erde in Frage zu stellen. Dabei dachte er nicht nur an die Wirkungen der Atomkraft in jeder ihrer Nutzungsformen und an die schon von den Vordenkern des Club of Rome befürchteten Entwicklungen, sondern auch ganz konkret an die Verfügungsmacht des Menschen über seine genetische Konstitution und die seiner Mitgeschöpfe. Er, der Mensch, müsse angesichts seiner

enorm gewachsenen technologischen Fähigkeiten die Unversehrtheit seiner Welt vor den Übergriffen seiner eigenen Macht bewahren. Die Gefahr moderner Technologien sieht er darin, dass sie „weder geduldig noch langsam“ vorgeht, sondern „die vielen winzigen Schritte der natürlichen Entwicklung in wenige kolossale zusammen[drängt]“ und sich somit „des lebenssichernden Vorteils der tastenden Natur [begibt]“.

Auch für mich als Christ ergibt sich ein Perspektivwechsel. Zu der Zeit, in der mein Religionsunterricht begann, dürfte wohl für die meisten Menschen der Auftrag Gottes an den Menschen, sich die Erde untertan zu machen, als Auftrag zur Nutzung verstanden worden sein. Die Roder von Urwäldern, die Trockenleger von Mooren und alle anderen, die der Erde ihre Früchte abringen standen denen vor Augen, die voll Bewunderung für die technische Gestaltungskraft des Menschen waren. Und die, die mit Staudämmen und Atomspaltung in der Lage sind, sich nicht nur die Schöpfung sondern noch ihre innersten Gestaltungsprinzipien zu unterwerfen.

Zu groß schien die Gesamtheit der Schöpfung, als dass ihr Schutz in jemandes anderen Händen vorstellbar gewesen wäre, als in der des Schöpfers. Ich vermute, dass nur eine kleine Gruppe vorausdenkender und heller Köpfe damals wahrgenommen hat, auf was Jonas hinweist: dass der Mensch die Schöpfung vor sich selbst schützen muss. Karl Werner und Dagi Kieffer müssen zu ihnen gehört haben, sonst hätten wir heute nicht das Jubiläum ihrer Stiftung begehen können.

In der breiteren Öffentlichkeit ist der biblische Auftrag in dem Maß in Verruf geraten, in dem die Kollateralschäden der Unterwerfung sichtbar wurden und in ihrer ganzen Dimension vorausgeahnt werden konnten. Ich finde das ungerecht. Denn es gibt da ein Missverständnis oder einen Hörfehler. Denn der Auftrag lautet nicht Unterwerfung – was ein Wort mit kriegerischem Unterton ist. Untertan heißt es. Nicht selten werden in der Bibel die Herrscher der Welt darauf hingewiesen, was es heißt, Untertanen zu haben. Nicht knechten, nicht ausbeuten, nicht unterwerfen. Sondern Gerechtigkeit üben. Und Verantwortung übernehmen. Meine Verantwortung für Gottes Schöpfung kommt also von mehr als nur davon, dass man sich als Beschenkter dankbar gegenüber dem Schenker verhalten sollte. Sie kommt auch davon, dass sie mir als Mensch untertan ist.

Severin Hoensbroech, der uns hier so elegant durch das Programm lotst, ist im letzten Jahr durch irgendeinen südamerikanischen Urwald gestolpert – ich habe vergessen, wo. Und plötzlich, out of the green, sozusagen, stand er vor einem Schild. Darauf stand ein Zitat von Sir Francis Bacon, also einem Menschen der um das Jahr 1600 herum gelebt hat. Es lautet: *Wer die Natur beherrschen will, der muss ihr gehorchen.* Er – nicht Bacon, sondern Hoensbroech – hat mir, kaum heimgekehrt, dieses Zitat vorgetragen und meinte, das müsste gut in mein Buch passen.

Dort steht es jetzt auch, weil es die Ausübung der Schöpfungsverantwortung auf den Boden des Praktischen bringt. Wie anders könnte auf Dauer die verantwortliche Nutzung der Natur und ihrer Früchte gelingen, als dadurch, dass wir uns ihren Prinzipien und Regelmechanismen unterwerfen? Jeder, der in Hawaii auf den Wellen reitet, könnte einem davon berichten.

In der existenziellsten Weise, die Natur zu nutzen – nämlich indem wir in ihr unsere Nahrung finden – erleben wir seit Jahrzehnten, wohin es führt, wenn wir diesen Grundsatz missachten. Industrielle Landwirtschaft ist nichts Anderes, als der Versuch, zu unterwerfen. Der Versuch, die Natur zu beherrschen ohne ihr zu gehorchen, ohne zu hören und zu sehen, was sie uns auf unser Tun rückmeldet.

Es wird oft darüber gestritten, was denn industrielle Landwirtschaft sei. Ob 100 oder 1000 Schweine das Abgrenzungsmerkmal für einen industriellen Stall wäre. Oder 1000 oder 10.000 Hühner. Oder ein Acker mit 10 oder einer mit 100 Hektar. Ich halte das für eine müßige Diskussion. Denn es geht nicht um Größe.

Mein Abgrenzungsmerkmal ist der Umgang mit dem Lebendigen. Man riskiert, für einen Esoteriker gehalten zu werden, wenn man einen solchen Begriff verwendet. Mir fällt aber kein besserer ein. Wenn der Boden nur noch das Substrat ist, das die Pflanze am Umfallen hindert und über das die Nährstoffe aus der Agrarchemie an ihre Wurzeln gebracht werden – anstatt ihn als lebendigen Organismus zu erkennen, der die Fruchtbarkeit in sich tragen und erhalten muss, um unser Brot hervorbringen zu können – dann sind wir bei der industriellen Landwirtschaft. Auf einem oder auf 1000 Hektar. Und wenn das Huhn zum Werkstück wird, dass durch Schnabelschleifen an gegenseitiger Verstümmelung gehindert wird und durch nahezu ununterbrochene Antibiotika-Gaben am Verrecken – dann ist das industriell. Dasselbe gilt für Schweine, die nie das Tageslicht sehen, oder für Kühe, die sich zwar frei Stall bewegen können, aber so mit Getreide gefüttert werden, als seien sie keine Wiederkäuer, sondern Schweine. Dieser Umgang mit dem Lebendigen, diese Weigerung auch nur den bescheidensten Weisungen der Natur zu gehorchen ist eines der wirkmächtigsten Instrumente, mit denen wir die Gesellschaft der Menschen und die Wohnlichkeit ihres Planeten in den Abgrund steuern.

Hans Jonas, der kaum noch miterlebt hat, wie manifest die von ihm befürchtete Zerstörungskraft menschlichen Handelns schon geworden ist, empfiehlt uns eine „Heuristik der Furcht“. Er meint, es sei vernünftig Unheilsprophezeiungen mehr Gehör zu schenken als Heilsversprechen. Folgt man seinen Gedanken, dann ist es vernünftig, der Mehrheit der Wissenschaftler zu glauben, die einer Erwärmung des Planeten um mehr als 2°C nicht beherrschbare Folgen zuordnet. Und es ist vernünftig, auf eine kleine Minderheit von Wissenschaftlern zu hören, die die Unbedenklichkeitserklärungen anzweifelt, die von der Mehrheit der Biotechnologen für die Agrotechnik ausstellt werden. Und es ist vernünftig eine Alternative zur Grünen Revolution zu suchen, weil die zwar Erträge steigern kann, die steigende Menge aber mit einem Ressourcenverbrauch erkaufte, der deren nachhaltiges Zurverfügungstehen überfordert.

Nicht wenige stehen mit solchen Kassandrarufern und der Aufforderung zu Furcht auf den Marktplätzen und trotzdem findet in diesen Stunden in Durban möglicherweise wieder nichts anderes statt, als folgenloses Ringen und Feilschen.

Die Kraft der Ökolandbaubewegung liegt darin, dass sie mehr zu bieten hat. Seit fast einem Jahrhundert entwickelt sie eine Landwirtschaft, die Sir Bacons Forderung ernst nimmt. Diese Landwirtschaft funktioniert. 22.000 Bauern beweisen es in Deutschland auf 1 Mio Hektar. Millionen Bauern beweisen es weltweit. Dass jedem von uns, die wir damit Tag für Tag konfrontiert sind, jede Menge Defizite unseres Anbau- und Produktionssystems einfallen würden stellt diesen Beweis nicht in Frage, sondern ist eher eine weitere gute Nachricht: Trotz all der Defizite funktioniert Ökolandbau, eignet sich, Ernährungssicherheit auch für eine weiter wachsende Weltbevölkerung sicher zu stellen und geht mit den Ressourcen dieser Erde erheblich effizienter um, als die industrielle, in weiten Teilen der Erde zur Konvention gewordene Landwirtschaft. Defizite erkannt zu haben, bedeutet dann nur, dass es möglich ist, diese Vorzüglichkeit noch weiter auszubauen und den Weg zu einer wirklich nachhaltigen Landwirtschaft und Ernährung weiter zu bahnen.

Die Diskussion darum, mit welcher Form der Landwirtschaft es möglich ist, die Zukunft unserer Ernährung zu gestalten, ist in vollem Gang. Die Zeitungen sind voll davon und auch in den Talkrunden ist sie angekommen.

Es geht um viel. Um die Nahrungsgrundlage für eine weiter rapide wachsende Weltbevölkerung. Es gilt, den Skandal zu beenden, dass jeder siebte Mensch auf dieser Erde an diesem Abend hungrig ins Bett gehen wird, ohne zu wissen, was er am morgigen Samstag seinen Kindern zum Essen vorsetzen wird. Die Antwort der Agrarindustrie ist ebenso einfach wie einleuchtend. Wo zu wenig herauskommt, muss mehr reingesteckt werden. Input in Form von Mineraldünger, Pestiziden und gentechnisch optimierter Saat muss für mehr output sorgen.

Dagegen zu halten, dass keineswegs mangelnde Produktivität die Ursache für den Hunger so vieler Menschen ist, dass das System der industriellen Landwirtschaft keine Zukunft und der Ökologische Landbau die erforderlichen Antworten hat – all das erfordert eine sehr viel komplexere Argumentation und ist entsprechend schwer zu vermitteln. Ob uns das gelingt oder misslingt ist aber sehr viel entscheidender, als die Frage, ob wir die Öffentlichkeit daran hindern können zu glauben, EHEC sei ein Bioproblem. Denn die Menschen, die durch ihre Kaufentscheidung den Ökologischen Landbau möglich machen, wollen sicher sein, dass sie damit das Richtige tun und nicht etwa einem Luxus frönen, der das Privileg weniger Reicher ist. Auch die Gesellschaft als Ganzes und sie vertretend die Politik wird nur dann zur Bereitschaft gelangen, den Ökologischen Landbau als Leitbild und Zielpunkt zu akzeptieren und seine Entwicklung zu unterstützen, wenn er für mehr taugt als für ein wohlhabendes Industrieland, das die zu Hause fehlenden Flächen durch Landgrabbing auf anderen Kontinenten ergänzen kann. Die Herausforderung, hier den komplizierten Fakten Gehör zu verschaffen ist hoch und kann gar nicht ernst genug genommen werden.

In ihrem Nachhaltigkeitskonzept hat die Bundesregierung als eine der Messgrößen für eine positive Entwicklung der Nachhaltigkeit das Erreichen von 20% Ökolandbau festgelegt und der Nachhaltigkeitsrat der Kanzlerin hat den Ökolandbau gar als Goldstandard bezeichnet. Beide Aussagen darf man jedoch getrost als rhetorisch bezeichnen, denn die 20% sind ohne eine Angabe geblieben, bis wann sie erreicht werden sollen und die Äußerungen des Nachhaltigkeitsrates bleiben ohnehin ohne Auswirkung auf die tatsächliche Politik. Dafür hat Ministerin Aigner einen Abgeordneten dieses Bundeslandes zu ihrem Staatssekretär gemacht, für den – und beide Aussagen sind belegt – Ökolandbau eben jener Luxus für Reiche ist und der im übrigen jegliche Landwirtschaft für nachhaltig hält, die sich nach Recht und Gesetz richtet. Ob in der unmittelbar für die Förderung des Ökolandbaus gedachten Politik, ob in den immer breiteren Raum einnehmenden Initiativen zu Kennzeichnung von Lebensmitteln oder der Forschungspolitik – als roter Faden leuchtet die Absicht durch, den Ökologischen Landbau als eine unter vielen Nachhaltigkeitsinitiativen einzuordnen. Das lässt Raum für BASF und DLG, für Tierschutz- und Regionalinitiativen und erspart die Notwendigkeit, klar zu beschreiben, welche Landwirtschaft man eigentlich braucht und will. Die Ministerin geißelt zwar den exzessiven Einsatz von Antibiotika in der industriellen Tierhaltung, weil ihr dieses Thema auf den Tisch gezwungen wurde. Sie fordert drastische Verbesserungen ein und kündigt gesetzliche Schritte an. Den einzig sinnvollen Schritt: das System in Frage zu stellen, das unabdingbar auf den flächendeckenden Antibiotikaeinsatz angewiesen ist – den geht sie nicht. Und sie hat in der Auseinandersetzung um die künftige Europäische Agrarpolitik von den Plattform-Verbänden den Slogan: „Öffentliches Geld für Öffentliche Güter“ übernommen – hält aber weiter die schiere Tatsache, dass Landwirtschaft betrieben wird, als ein ausreichend qualifiziertes öffentliches Gut.

Neben der Rolle des Ökolandbau im Zusammenhang mit der Globalen Ernährungssicherung ist dies das zweite wichtige Thema in der öffentlichen Auseinandersetzung: Die Frage, ob der ökologische Landbau eins unter vielen denkbaren Modellen ist, oder der Zukunftsweg, den es mit aller Kraft zu verfolgen und auszubauen gilt. Ich gewinne den Eindruck, dass wir hier – wieder – mit mehr Nachdruck und auch mit mehr Selbstbewusstsein auftreten sollten.

Ich bin mir aber nicht ganz sicher, ob wir uns als Protagonisten und Akteure des Ökolandbaus und der gesamten Ökologischen Lebensmittelwirtschaft selbst dessen bewußt sind: dass wir kein Nischenprojekt betreiben, sondern die Verantwortung haben, die gesamte Landwirtschaft und die gesamte Ernährung umzukrempeln. Weltweit, damit sie global und umfassend ökologisch wird. Ich halte Leidenschaft dafür, die Initialflamme der Ideen am Brennen zu halten, die den Kern unserer Wirtschaftsweise ausmacht für wünschenswert. Leidenschaft ja. Nicht aber Ängstlichkeit. Wir haben kein Recht dazu, das Verbleiben in kleinen, überschaubaren Zirkeln weltanschaulich gefestigter Vertreter der reinen Lehre zu betreiben, weil wir uns dort am sichersten fühlen. Denn das kann man nur erreichen, wenn die Welt da draußen groß und als Feindbild tauglich bleibt. Wir werden die Klimakatastrophe nicht mit ausschließlich der Hilfe freiwillig Fahrrad fahrender Schafswollpulloverträger, die zu Hause keine Stand by Geräte haben, abwenden. Alle sind sich einig, dass es dazu einer komplett klimaneutralen Gesellschaft bedarf.

Und genauso wenig werden wir den Zusammenbruch unseres weltweiten Ernährungssystems verhindern, wenn wir nicht die gesamte Landwirtschaft mit all ihren Strukturen und die gesamte Lebensmittelwirtschaft mit all ihren Strukturen dazu bringen, ökologisch zu werden. Die Haltung, mit der das gelingen kann, ist Selbstbewusstsein, Bereitschaft zum Neuen – aber nicht Ängstlichkeit.

Ich mache mir allerdings auch nicht die Illusion, dass der Übergang zu einer nachhaltigen Landwirtschaft und Ernährung alleine durch unsere Überzeugungskraft und die zunehmende Bereitschaft der Verbraucher, an der Ladentheke Verantwortung zu übernehmen, gelingen kann. Es braucht uns als Landwirte, Lebensmittelverarbeiter, Händler und Verbraucher, weil eine gesellschaftliche Transformation nie ohne Pioniere funktioniert. Es braucht uns, weil wir den Pfad austreten müssen, der für den Rest zum Weg wird.

Zum Weg wird der Pfad aber nur, wenn der Rahmen entsprechend gesetzt wird. Ich bin fest davon überzeugt: solange es ökonomisch rentabler bleibt, die Umwelt und die Ressourcen der Zukunft zu schädigen, als sie zu schonen, werden wir als Minderheit auf unserem Pfad unter uns bleiben. Der Markt wird nicht und der Markt kann nicht dafür sorgen, dass sich das ändert. Denn Märkte preisen Gemeingüter nicht ein. Märkte geben noch nicht einmal rechtzeitig zu Ende gehende Ressourcen den Preis, der erforderlich ist, dass ihr Verbrauch ausreichend vermindert wird. Weil der Markt hier versagt, braucht es den Staat. Ich habe in meinem Buch versucht, hier ein paar konkrete Vorschläge in die Diskussion zu werfen.

Dazu gehört nicht die Vorstellung der Staat – oder gar eine Gemeinschaft von Staaten in wirksamer Größenordnung – könnte per Dekret die Richtlinien des Ökologischen Landbaus zur allgemeinen Pflicht erklären. So etwas einzufordern wäre nicht nur illusorisch, weil es politisch nicht durchsetzbar wäre. Es widerspricht auch allen praktischen Erfahrungen, dass so etwas funktionieren könnte. Denn Ökobauer wird man nicht so einfach per Federstrich von heute auf morgen, durch Weglassen von Stickstoffdünger und Agrarchemie. Eine Umstellung wird nur dann zum Erfolg, wenn der Übergang in das neue System in Acker und Stall und im Kopf stattfindet. Dafür braucht jeder den für ihn geeigneten Zeitpunkt und sein Entschluss einen angemessenen Reifegrad.

Ich kann stattdessen der Konkurrenz der Systeme viel abgewinnen: einer Konkurrenz die beiden Seiten, der ökologischen wie der konventionellen Änderungen und Verbesserungen abnötigt. Allerdings hat das eine Voraussetzung: die Konkurrenz muss fair sein. Es geht nicht an, dass die eine Seite auf Kosten von Natur und Umwelt, der Lebenschancen künftiger Generationen und des Tierwohls billige Produkte herstellt, während die andere Seite Kunden finden muss, die für den doppelten Preis bei ihnen einkaufen, weil sie diesen unfairen Wettkampf durchschauen. Von solcher Wettbewerbsgleichheit sind wir aber weit entfernt und auch die Prämien die heute – und in manchen Bundesländern gerade wieder einmal nicht – an Biobauern gezahlt werden, damit sie darauf verzichten, der Allgemeinheit Kosten aufzubürden – diese Prämien verringern nur einen kleinen Teil des Abstandes.

Es ist deshalb die Aufgabe der Politik, Kostenwahrheit herbeizuführen, eine Situation zu schaffen, in der die Kosten die ökologische Wahrheit sprechen – dann und nur dann kann der Wettbewerb der Systeme eine effiziente, zukunftsfähige Landwirtschaft hervorbringen.

Hans Jonas Forderung ist, Verantwortung für die Existenzbedingungen künftiger Generationen zu übernehmen. Das kann man durch weit mehr tun, als durch Festansprachen und Sonntagsreden. Hier im Raum sitzen viele, die damit seit Langem ernst machen. Gärtner, Bauern und Imker. Verarbeiter und Händler von Lebensmitteln, die diesen Namen verdienen. Lehrer und Forscher, die aufgreifen, was an Erfahrungswissen entstanden ist, um es zu vermehren und zu vermitteln. Und Politiker, die verstanden haben, was zu tun ist, damit Emelie eine lebenswerte Zukunft hat. Das macht mich zuversichtlich!